

# Unterhaltungsblatt



## Erkämpft.

Roman von Klara Löffler, Stuttgart.

(Nachdruck verboten.)

### Erstes Kapitel.

**D**raußen troff es schon wochenlang vom täglich gleichen Grau des Himmels in Bindfaden auf die Dächer der kleinen Stadt. Der heulende Sturm preßte den Regen klatschend an die schütternden Scheiben der Wohnungen, hinter denen die Menschen mit mehr oder minder mürrischen Gesichtern saßen und vergeblich auf ein paar warme Sonnenstrahlen warteten.

Die unfreundliche Stimmung der Natur schien sich doppelt trüb auf die Bewohner der kleinen Villa, die in einer der stillen, vornehmen Straßen der Stadt lag und die der verwitweten Majorin Lohrer gehörte, gelegt zu haben.

Mit glühender Entrüstung berichtete eben die Zimmerjungfer der auffordernden Köchin: „Das gibt noch etwas Böses, diese Halsstarrigkeit der Majorin gegen über dem Fräulein... Es ist ja jammer-schade, eine solche Stimme zu haben und nicht damit anfangen zu dürfen, was man gern möchte.“

„Davon verstehen Sie nun gar nichts, Sophie. Unser Fräulein ist einfach das, was man ein gnädiges Fräulein nennt und nicht dazu da, „Sing-mamsell“ zu werden, die jeder für fünfzig Pfennige oder ein paar lumpige Silberlinge angucken kann... Und die alte Gnädige hat schon recht, wenn sie ihre Tochter nicht auf die Musikschule schicken will. Das Singen hat sie ja gelernt, das genügt. Zu was braucht ein solch schönes Fräulein, wie das unsrige eines ist, zu studieren? Die Renate soll heiraten... Warum bringt ihr denn der Oberleutnant jeden Sonntag einen Rosenstrauß?... Doch bloß, weil er sie heiraten will.“

Während diesen Worten schlug die robuste Köchin mit verdoppelter Energie den Teig schaumig und sah das hübsche Zimmermädchen jetzt herausfordernd an.

„Also, Marie, vom Studieren da verstehen Sie schon so gut wie gar nichts, und wenn ein Mensch eine solch schöne Stimme hat, dann soll er sie auch gründlich ausbilden lassen, denn das ist Gottesgnadentum.“

(By.)

„Recht verständig, Sie sich man bloß nicht, als ob solch eine Theaterprinzessin etwas mit Gott zu tun hätte!“

Sophie rümpfte die Nase. „So ungebildet,“ sagte sie schnippisch seufzend.

„Mir genügt meine Bildung, und ich glaube, für Sie wäre es auch besser, Sie kümmerten sich mehr um die Küche, als um sonstigen Firtlesanz. Ihr Mann ist einmal nicht beneidenswert.“

Der beiden verschiedenartige Ansichten über Lebenszwecke und Aufgaben gaben schon des öfteren Anlaß zu kleinen Reibereien, und heute hätten diese wohl leicht größeren Umfang angenommen, wenn nicht durch einen immer heftiger werdenden Wortwechsel, der über den Flur scholl, die Aufmerksamkeit beider abgelenkt worden wäre.

„Die arme Gnädige!“

„Das arme Fräulein!“

waren die letzten Worte, mit denen sich die dienstbaren Geister voneinander trennten.

In dem geräumigen, vornehmen Wohnzimmer der Majorin ging unterdessen der Meinungsaustausch lebhaft weiter.



**Festerliche Einweihung eines von einer bulgarischen Division errichteten Denkmals für den deutschen Jagdflieger Leutnant von Eschwege in Drama in Bulgarien.**  
Der Divisionsführer, Generalmajor Petroff, legt in Gegenwart bulgarischer Geistlicher, Zivil- und Militärbehörden einen Kranz nieder.

Frau Major Lohrer lag mehr, als sie sah, in gebrochener Haltung in einem der schweren, geschnittenen Gobelinseffeln. Ihre Finger spielten nervös mit der goldenen Lor-gnettekette, die über ihre vollen Schultern fiel. Mit müdem Augenaufschlag nickte sie jetzt ihrem Schwager, dem Geheimrat von Lohrer, zu, der in seiner kurzen und etwas markanten Art eindringlich auf seine in seiner Nähe stehende Nichte Renate einsprach.

„Kind, Kind, du weißt doch, daß die Mama und ich nur dein Bestes wollen. Gehe dies nur ein und überlege dir dein unmögliches Verlangen gründlich, und ich wirst es erleben, daß du in ein paar Wochen selbst lachst über ein Unsinnen, das sich für dich als ganz und gar unwürdig herausstellt.“

„Nein, Onkel, ich werde niemals lachen darüber,“ entgegnete Renate Lohrer mit einem flammenden Blick ihrer sprechenden Augen zu dem mit dem ewig gleichen Lächeln auf sie schauenden Vormunde. „Mit meiner Kunst ist es mir heiliger Ernst und nicht nur leere, oberflächliche Spielerei, und ich bitte dich, Mama, und dich, Onkel, nochmals inständig: laßt mich auf das Konservatorium! Ach, wenn ihr ihn doch fühlen könntet, diesen Drang zur Kunst in mir, ihr mühtet Verständnis für mein Bitten haben!“

Die Majorin hob ihr Epikentuch an die Augen. „Bei dieser Erziehung solche Wünsche, Oskar!“

„Quäle dich nicht, liebe Dora, wenn es eben nicht anders geht, dann werden wir deiner überspannten Tochter unseren Willen und unsere Macht auf andere Weise zeigen.“

Kenates schlante Gestalt zuckte zusammen und um ihren schön geschwungenen Mund lief ein leises Zittern. Aber in ihren Augen lag ein solch stolzes Leuchten und die dunklen Sterne schauten dem Vormunde so voll Unerforschtheit entgegen, daß selbst dieser glatte und gewandte Weltmann einen Augenblick stieg, bevor er weiterredete: „Du weißt, Kenate, daß Mama und ich absolut gegen deine verschwundenen Pläne sind... Du weißt ebenfogut, daß man in unseren Kreisen auf seinen Stand Rücksichten zu nehmen hat, daß man nicht einfach tun und lassen kann, was einem gerade einfällt.“

„Gewiß weiß ich das, Onkel.“

„Bitte, unterbreche mich nicht, Kenate,“ entgegnete er scharf, sein Einglas ins rechte Auge klemmend. „Du weißt ferner, daß wir gegen die Fortsetzung deiner Gefangensstunden zu Privatweden nichts einzuwenden haben, daß wir aber niemals, bitte, Kenate, höre dieses nie-mals deutlich, unsere Zustimmung zur Ausbildung als Berufsfängerin geben. Solche Damen passen nicht in unsere Kreise.“

„Wenn ihr doch euer Vorurteil aufgeben wolltet. Ihr denkt ja hier so rückständig. Es gibt Künstlerinnen aus den besten Familien. Es ist eine edle und große Aufgabe, der Kunst, zu der man sich berufen fühlt, dienen zu dürfen.“

„Ich denke, wir haben jetzt genug über diese Angelegenheit geredet. Komm, Dora, wir wollen den Tee nehmen.“

In der Stimme des Geheimrats klang ein gemacht gleichgültiger Ton mit, der Kenate sagen sollte, daß man ihre Wünsche als abgetan betrachte.

Das junge Mädchen am Fenster kämpfte einen kurzen, schweren Kampf mit sich selbst. Kenate wußte, daß die Mutter den Onkel zu sich gebeten hatte, damit er ihr den törichten Gedanken einer Künstlerlaufbahn austreiben solle. Alle Wünsche, alles Hoffen, Bitten und Ringen sollte damit umsonst gewesen sein. Man sprach einfach nicht mehr darüber, hielt sich die Ohren zu und hörte nicht auf den heißen Herzenston, der in ihrem Bitten lag.

Sie sah im Geiste den Musiksaal ihrer Lehrerin vor sich. Es war am letzten Prüfungstag gewesen, als die Lehrerin zum Prüfstelle des Römischen ihrer Schüler einige bekannte Musikautoritäten eingeladen hatte.

Kenate Lohrer sang die Arie der Agathe aus dem „Freischütz“ so voll hingebenden Empfindens und mit solch innigem Ausdruck, daß sich der unter den Anwesenden befindliche erste Tenor der Hofoper, Waldner, so begeistert von ihrem Gesang fühlte, daß er nach Schluß der Arie sofort auf das junge Mädchen losstürzte und ihr kräftig und kollegial die Hände drückend rief: „Fräulein Lohrer, Sie wünschte ich mir bald einmal zur Partnerin!“

Trotz lächelnd sah sie zu dem Gefeierten auf. Sie wußte, daß er keine leeren Phrasen machte und war stolz auf das Lob aus seinem Munde.

Leise errötend sagte sie, die dunklen Augen voll zu ihm aufschlagend: „Ich wünschte es mir auch, Herr Kammerfänger. O, es muß herrlich sein, der Kunst ganz angehören zu dürfen, aber...“ eine plötzliche Trauer legte sich über das feine Gesichtchen, „meine Mutter...“

Waldner pfiff leise durch die Zähne. „Ich verstehe... nichts wissen von Theaterprinzessin und so weiter... Man kennt dies ja zur Genüge. Aber, es wäre ja jammerschade, Fräulein Lohrer, wenn diese Stimme und diese Auffassung brachliegen würde. Ist es Ihnen wirklich heiliger Ernst mit unserer Kunst, dann mit Mut und Vertrauen zum Können rein in den Kampf! Ist es denn etwas Unrechtes, wenn man den Menschen wieder gibt von dem, was einem der Herrgott in schönster Fülle gegeben?“

All dies zog jetzt noch einmal durch Kenate Lohrers Seele. Wie aus einem Traum erwachend, fuhr sie sich mit der zarten, weißen Hand über die Augen und starrte dann zu ihrer Mutter und dem Onkel hinüber.

Die Majorin bediente ihren Schwager mit lebenswüthiger Anmut, und der Geheimrat verstrickte seine noch immer schöne Schwägerin in ein angeregtes Gespräch. Er erzählte aus ihren gemeinsamen Bekanntschaften nichtsagende Alltäglichkeiten und kleine, interessante Anekdoten.

Kenate schienen sie ganz vergessen zu haben. Zufällig fiel jetzt der Majorin Blick auf ihrer Tochter noch unberührtes Gesicht.

Mit einer würdigen Bewegung wandte sie den überaus vorteilhaft freizierten Kopf: „Bitte, Kenate, komme, der Tee wird ja kalt.“

„Ich kann jetzt mit dem besten Willen nichts zu mir nehmen, Mama, und wenn du und Onkel den Tee genommen, dann möchte ich auch noch um ein kurzes Gedr bitten.“

Unwillig zog die Majorin die Stirne kraus. Doch begütigend legte der Geheimrat seine Hand auf ihren Arm. Sein Blick sagte: Beruhige dich, ich bin ja da.

Kenate war unterdessen in den Erker getreten und ging zwischen den prächtigen Palmen hindurch leise zum Fenster. Ihre Augen flogen durch die bunten Buhenscheiben ins Weite. Mit aller Kraft suchte sie ihre Gedanken zusammen zu fassen zu dem, was sie in dieser Stunde noch legen wollte, sagen mußte.

Von Zeit zu Zeit schloß sie die Augen und ein schmerzvolles Leben durchdrang den jungen, schlanken Körper. Aber auf der hohen, blaffen Stirn lag ein unbeugsamer Wille.

Die Majorin läutete der Zimmerjungfer. Geräuschlos räumte diese den Tisch ab. Verstoßen sah sie zu der Tochter des Hauses hinüber, und von dieser nach der Majorin und ihrem Nachbar.

„Da steht es nicht gut,“ philosophierte sie und empfand es doppelt schmerzhaft, daß Marie so wenig Verständnis für des gnädigen Fräuleins Wünsche übrig hatte. Es hätte sich jetzt so schön darüber schwachen lassen.

„Nun, Kenate?“

Der Geheimrat hatte wieder den lebenswüthig gleichgültigen Ton angenommen, den sie geradezu haßte. Warum brängte er sich mit seiner widerlichen Freundlichkeit zwischen sie und ihre sonst stets so gütige Mutter?

Stehend hob Kenate die Hände zu ihrer Mutter: „Mama, noch einmal bitte ich dich, laß mich Musik studieren, laß mich Künstlerin werden!... Ich würde zugrunde gehen, wenn ich diesem Drang in mir nicht folgen dürfte. Bitte, bitte, Mama, verstehe mich doch!“

„Niemals auf solche Art, Kenate!“

Langsam und scharf fiel der Geheimrat ein: „Du zwingst uns noch zu Gewaltmitteln, Kenate, die deiner Mutter und mir peinlich wären, anzuwenden zu müssen. Du kennst unsere Ansicht und unseren Willen. Dies Thema ist jetzt einfach fertig. Du bist die Tochter eines vornehmen Hauses und kennst die Pflichten eines solchen...“

Raum merklich senkte Kenate Lohrer das Haupt mit der schweren Fleckenteikrone und fast demüthig kam es über ihre Lippen: „Ich bin mündig, Onkel.“

Dem Geheimrat fiel das Monokel aus dem Auge und die Majorin sah jäh und steif auf in ihrem Sessel.

„Was soll das heißen, Kenate?“

„Daß ich doch auch etwas Selbstbestimmung über mich habe, Onkel.“

Wieder führte die Majorin ihr Epikentuch an die Augen. „Das ist meine Tochter,“ schluchzte sie ein paarmal hintereinander kopfschüttelnd auf.

„Und diese Mündigkeit gedenkt das selbständige Fräulein auszunützen,“ spottete der Geheimrat. „Darf ich um deine Pläne bitten?“

„Gewiß, Onkel,“ entgegnete sie, seinen Spott überhörend und sich stolz aufrichtend. „Ich werde noch ein paar Semester der Musikakademie besuchen und mir dann als bezahlte Sängerin mein Brot selbst zu verdienen suchen.“

Die Majorin hielt sich die Ohren zu. „Dies in meinem Hause! Wie wird man lachen über uns mit unserer Operndiva.“

„So weit sind wir noch nicht, Dora,“ rief der Geheimrat in höchster Erregung. „Kenate bleibt hier, und zwar werden auch die Gefangensstunden sofort aufgehoben.“

Nun geriet auch Kenate in Wallung.

„Will ich denn etwas Unrechtes?“ rief sie mit flammender Entzündung. „Nur meinem innersten, heiligsten Triebe will ich folgen. Was weißt denn du, Onkel, der du jahraus, jahrein hinter deinen Büchern und Alten sitzt, was es ist, wenn es da drinnen in der Brust singt und klingt, daß einem das eigene Ich zu enge wird. Sieh, Onkel, dir dünkt dein Beruf als der schönste. Laß mir den meinigen, und ich will es dir und Mama aus tiefstem Herzen danken. Ich spüre es ja, es gibt kein Zurück für mich, mit allen Fasern zieht es mich zur Musik, zur herrlichen, göttlichen Musik.“

Fassungslös sah die Majorin auf ihre in jugendlicher Begeisterung doppelt schön vor ihr stehende Tochter.

Kühl hörte der Geheimrat dies Herzensbekenntnis seiner Nichte. Mit einem Achselzucken glaubte er die Sache abgetan.

Doch unbeirrt fuhr Kenate fort: „Ich werde mir den Weg zur Freiheit ertämpfen. Ich will hungern und frieren, aber mein Ziel will ich erreichen!“

„Dann bist du nicht mehr die Tochter dieses Hauses.“

Einen kurzen Augenblick schloß Kenate die schimmernden Augen, dann sagte sie still und gefaßt: „Wenn Mama und du dies mit eurem Gewissen vereinbaren könntet, muß ich es tragen.“

„Mein Kind... mein undankbares Kind!“

„Bitte, Dora, rege dich nicht unnütz auf, deine Tochter ist es nicht wert.“

Kenate biß sich die Lippen blutig. Wie gerne wäre sie zu ihrer schwachen Mutter geeilt, hätte sie in ihre Arme genommen und ihr sanft und liebevoll alles gesagt, was in ihrem jungen Herzen garte, aber wie eine unüberwindliche Mauer stand ihr Onkel zwischen ihr und ihrer Mutter, die sich so ganz von dem gewalttätigen Schwager führen ließ.

(Fortsetzung folgt.)



## Das Glück im Strumpf.

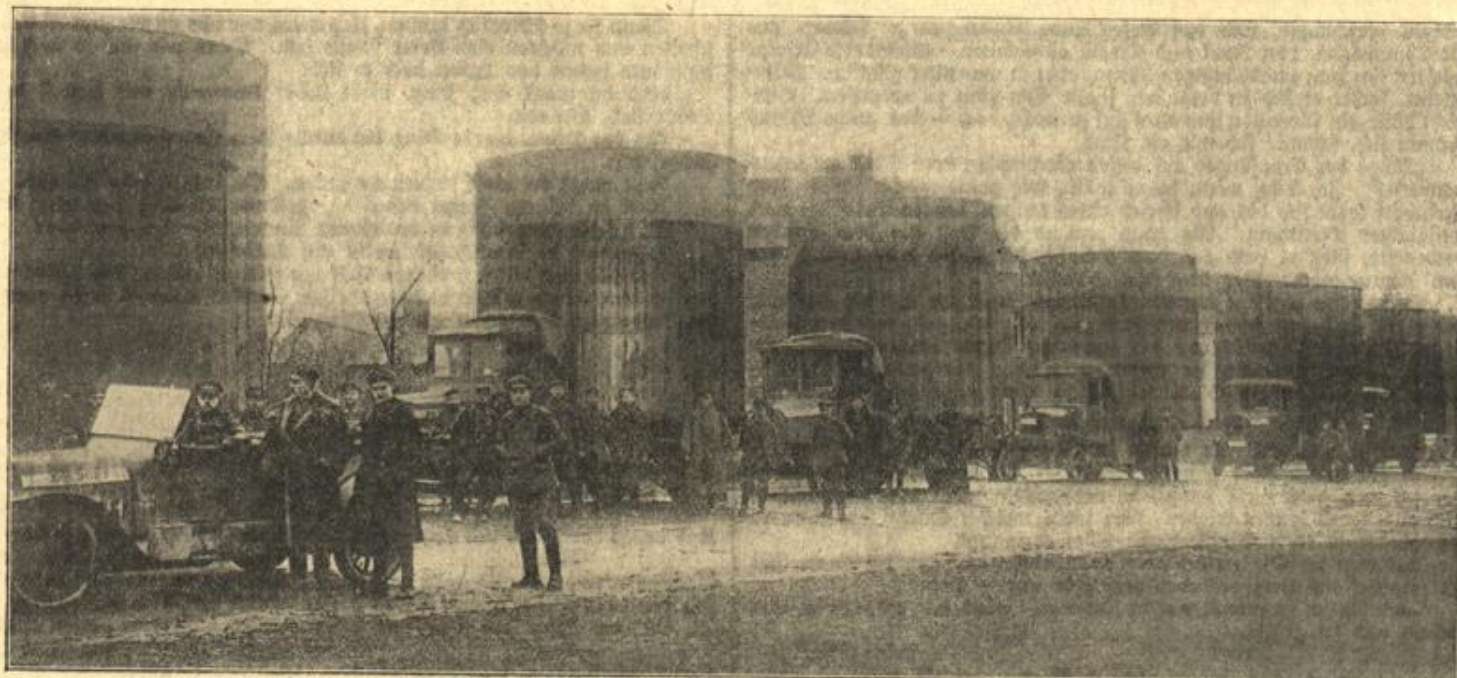
Skizze von Willy Hader.

(Nachdruck verboten.)

Da kann der gemüthlichste Mensch ungemüthlich werden, wenn der Postad aus der Heimat immer nur die anderen bedenkt! So ungefähr dachte Vizefeldwebel Steindorf und troch mißgestimmt in seinen Unterstand, als die Nachfrage ergab, daß bei der Postverteilung sein Name wieder nicht genannt worden war. Das war nun wohl schon der sechste Tag, an dem es ihm so ging. Zum Teufel, was nützte ihm der Schlepplabel, was nützte ihm sein anerkanntes Genie als Kunstmaler, wenn sich niemand um ihn kümmerte? Draußen standen die Lanzen im Schützengraben, lasen die Briefe ihrer Frauen und Liebsten und schmunzelten. Er konnte gar nicht mehr hinschauen.

Sein Groll war fast verrückt, als sein Bursche eintrat, einen großen Karton unter dem Arm. „Herr Leutnant läßt Herrn Feldwebel bitten, diese Liebesgabenstrümpfe innerhalb des Tages zu verteilen!“ — „Wird gemacht. Stellen Sie fest, wie viel pro Gruppe dringend benötigt werden und melden Sie mir's.“ — „Zu Befehl, Herr Feldwebel!“

„Na, das klappt ja!“ sagte sich Steindorf, „es wird wohl keine Sünde sein, wenn ich mir auch ein Paar nehme, brauchen kann ich sie.“ Er



**Benzintankwagen:**  
Beförderung von Benzinbehältern für Flieger-Abteilungen an die Front.

wechselte also die Fußbekleidung. „Da muß doch etwas drinn sein!“ Ein Rärtchen kam zum Vorschein:

„Möge der Empfänger auf diesen Strümpfen dem Glück entgegenwandern!“

Lisa Herzog.

Der wieder eintretende Bursche fand seinen Herrn anscheinend schlafend. Geräuschlos entfernte er sich wieder. Aber Steindorf schlief nicht. Den Kopf hatte er in den Armen vergraben. In schwarzen Schwärmen stürmten die Gedanken auf ihn ein. Millionen Männer kämpften auf allen Fronten — und gerade ihn, der nur in mühevollen Kämpfen seine innere Ruhe wiedergefunden hatte, mußten diese Heilen erreichen, aufstörend, peitschend, sein Inneres quälend und marternd wie mit glühenden Zangen.

Lisa! Nach über zwei Jahren des Lebens hier draußen in Wind und Wetter, Getöse und Sterben war es so unfassbar schwer, jene vergangenen Zeiten als wirklich erlebt aus lange verschlossenen Kammern des Erinnerns hervorzurufen. Und nun fahnten sie ihn doch, die Gedanken und führten ihn weit weg.

Ein kleines Haus war da, ein rosenprangender Garten dabei, da unten im Schwäbischen. Hecken, hoch und dicht, überladen von Rosen.

Ein Winkel, in dem Dornröschen geschlummert haben mußte. Von Farbe und Schönheit bezwungen, stellte er seine Staffelei hier auf. Und dann geschah es eines Tages, daß zwischen den Hecken ein Köpfchen neugierig hervorlugte und ihn mit großen, fragenden Augen ansah. Und eine Kraft lag in diesem reinen Blick, daß Steindorfs Hand fast der Pinzel entfiel. Es kam, wie es kommen muß, wenn sich zwei junge, begeisterungsfähige Menschen begegnen.

Lisas Eltern waren gestorben, nun war sie hier bei ihrem Oheim, einem Beamten im Ruhestande. Steindorf suchte Einlaß und fand ihn, und der alte Herr schloß den jungen Künstler, der ein ganzer Mensch zu sein schien, tief in sein Herz. Und Lisa? Auf der Welt gab es nur ihren Hans, nichts sonst, und wenn Menschen auf der Erde vollstes, höchstes Glück finden können, dann hatten die beiden es gefunden.

Arbeiten riefen Steindorf nach der Residenz. Dem Alten legte er ans Herz, seinen Augapfel zu hüten, bis er wieder käme, ihn für immer zu holen. Sie schieden nicht leicht voneinander, doch im Vertrauen. — Für sein Bild „Mein Dornröschen“ bekam Steindorf einen Preis und ein Stipendium zu einer Italienreise. Fort, nur fort, dem Lande jahrelanger Sehnsucht entgegen. Paradies der Künstler, Hölle liebender Herzen, du brachtest es fertig, daß das deutsche Dornröschen aus dem



**Vom westlichen Kriegsschauplatz:**  
In die Erde eingegrabene Unterkunftsstellen in einem Kampfgelände.

(Phot.: Presse-Photo-Vertrieb, Berlin.)



**Kathedrale von St. Quentin.**  
Deren jetziger Zustand nach der feindlichen Beschießung in der letzten Zeit.

(Phot.: Leipziger Presse-Büro.)

Herzen verschwand, und daß diesen Platz schwarzhaarige Mädels aus der Champagne, von Navi und Tivoli, einnahmen. Steindorfs Erfolge machten ihn zum unabhängigen Mann, aber er war nicht glücklich. Heimgelehrt, suchte er sich zu betäuben, suchte Lisa ganz zu vergessen. Vielleicht hätte ein Wort von ihm alles gut gemacht, doch — der große Mensch schämte sich, schämte sich wie ein Kind.

„Möge der Empfänger auf diesen Strümpfen dem Glück entgegenwandern!“ Ja, Lisa, wenn du es willst, wie gerne möchte ich's! Und Steindorf setzte sich hin und schrieb einen langen, langen Brief — nach dreijähriger Trennung. Als dann jemand die Post aus dem Graben fortbrachte, flog er halb aus dem Schutze der Wälle heraus und sah dem Manne nach. Der trug sein Schicksal.

Sechs schwere Tage kamen. Höllisches Feuer lag auf der Stellung und manchen lieben Kameraden grub man ein. Da gab einer dem Feldwebel Steindorf am Abende des siebenten Tages einen kleinen, hellblauen Brief. Mochten die Granaten krachen, mochte es Feuer und Schwefel regnen — für Steindorf war die Welt versunken. Und er las:

„Mein lieber, einziger Hans!

Nun ist alles gut. Es konnte ja nicht sein, daß all unser Glück ein Traum gewesen. Aber glaubst du's? — Du Böser! — Manchmal war ich doch ganz nahe daran, zu verzweifeln. Da richtete Onkelchen mich auf: Hons kommt wieder. Wer weiß, welcher Sturm sein Inneres bewegt. 's ist eben Künstlerblut. Aber er kommt.

Und nun bist Du wirklich gekommen, wenn auch nur im Worte, das sich mir tief ins Herz gegraben hat: Für immer Dein!

Noch bin ich zu erregt, viel zu schreiben. Bleib mir erhalten in aller Gefahr und sei geküßt.

Deine Lisa.“

Da brach ein Jubelruf aus seinem Munde, daß die Männer an den Schießscharten sich verwundert ansehcn.

Plötzlich aber nahte es sich mit hakerfülltem Fauchen, ein Schlag — Steine, Eisen und Erde bilden eine Fontäne — Steindorf liegt still auf der Grabensohle. Die Rechte hält den Brief Lisas trampfhaft umklammert.

Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Steindorf erholte sich überraschend schnell von seiner Gasvergiftung, denn eine solche war es. Sonst war er vollkommen unversehrt. Lisas Brief schien sein Talisman gewesen zu sein, denn die meisten der Kameraden, die dort um ihn waren, bedeckte der grüne Rasen.

Und als Steindorf dann nach Wochen hinter der Rosenbede sah, seine Lisa eng umschlungen haltend, da schwur er sich im Innern, nicht von ihr zu lassen, und wenn alle Schätze der Welt ihm zufielen.

Auf der alten Kommode in Lisas Mädchenstübchen steht eine kleine, geschnitzte Schmutztruhe. Sie enthält ein seltsames Heiligtum: ein Paar Strümpfe, nichts weiter.



## Ich hatt' einen Kameraden.

Von Franz Mahke.

(Nachdruck verboten.)

„Jrgendwo in Rußland habe ich ihm ein kleines Soldatengrab gemacht, unter einem bräutlichen Birkenbaum. Da schläft er so schön. Nun kann ihm keine Kugel mehr etwas tun. Und wenn die Granaten heulen wie wilde Wüstentiere, dann hat er auch gar keine Angst da unten.“

Wenn sie so schrecklich brüllen, klammern wir uns an die grauen Erdschollen und möchten eine kleine Maus sein. Denn wir sind ja noch so jung und haben das Leben doch so lieb.

Und du warst auch jung, mein lieber Kamerad, und hattest das Leben lieb, wie wir.

Als das kleine, blanke Ding dir durchs Herz flog, hast du so traurig ausgesehen.

Jetzt magst du wohl lächeln da unten. Du ruhest ja so friedlich.

Aber an deinem Finger das liebe, goldene Ringlein, das friert so.

Es möchte gern leuchten in der Sonne blinken, aber das geht nicht.

Jrgendwo in Deutschland weint ein Mädchen.

Das hat auch einen goldenen Reif am Finger. Wenn das Mädchen

das goldene Ringlein küßt in tränenheißen Nächten, dann ist es da unten

im Soldatengrab so schön wie im Himmel.



## Wiegenlied.

O schlafe ein, mein liebes Kind!  
Lobt auch der Sturm und bläst  
der Wind,

Und droht der Feind mit Tod und  
Not,

O schlumm're dir die Wangen rot!  
Die deutschen Väter halten Wacht  
In Ost und West bei Tag und

Nacht!  
Sie schützen stark und wohlbewehrt,  
Das Heimatland und Haus und

Herd!  
Damit du spielen kannst am Tag,  
Rollst fernhin der Kanonen Schlag,

Damit du träumest still und gut,  
Kämpfst ungebrochen deutscher  
Mut!

Damit dein Ohr kein Lärmen hört,  
Damit du blühest ungestört  
Und lebst mit lächelndem Gesicht,

Der Blume gleich im Sonnenlicht!  
Die deutschen Männer halten aus!  
Sie scheuen weder Plag' noch

Graus.  
Sie lassen keinen Feind herein!  
Mein Kind, drum schlafe friedlich

ein!

S. Barinkay.



## Kriegs-Chronik 1914/18.



(178. Fortsetzung.)

1. März: In Brest-Litowsk werden die Friedensverhandlungen mit Nordrußland wieder aufgenommen. — In Minsk wurden 2000 Maschinengewehre erbeutet. — England lehnt die Friedensrede Hertlings ab.

2. März: Ein Attentat auf Lloyd George mißlingt. — Deutschland protestiert in Dänemark gegen die rechtswidrige Zurückhaltung der Besatzung des „Jagz Mendt“.

3. März: Der Friede mit Rußland ist heute 5 Uhr nachmittags unterzeichnet worden.

4. März: Die Gefangenenzahl beim östlichen Vorstoß beträgt 6800 Offiziere und 57 000 Mann. Die Beute 2400 Geschütze, 5000 Maschinengewehre, viele tausend Fahrzeuge, 500 Kraftwagen und 11 Panzerautomobile.

5. März: Deutsche Truppen besetzen die Alandsinseln. — Generalfeldmarschall Prinz Leopold von Bayern wird vom Kaiser das Eichenkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen. — Rumänien hat die Waffenstillstandsbedingungen angenommen.

6. März: Die rumänische Regierung erklärt sich bereit, mit den Zentralmächten in Friedensverhandlungen einzutreten.

(Fortsetzung folgt.)

## Allerlei.

Bilderrätsel.



Die Lösung ergibt ein Sprichwort.

Füll-Rätsel.

a	a	b	b	c	d
d	d	e	e	e	e
e	g	g	i	i	i
i	i	l	l	l	n
n	n	n	n	o	o
r	r	r	r	s	t

Die Buchstaben in den Feldern sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen bedeuten:  
1. Stadt in Westpreußen, 2. Himmelskörper,  
3. Deutsche Hauptstadt, 4. Englisches Kronland,  
5. Deutscher Schriftsteller, 6. Raubvogel. Die beiden mittelften Sentrechten lauten dann gleich den beiden mittelften Wagerechten.

— Viererbild.



Wo ist der Meister?